

Arnold (Zürich, Orientalisches Seminar der Universität, 24. November 2006) Lieber Arnold, das ist der Augenblick, um Dir zu sagen, dass Du auf meinen Lebenslauf schon Einfluss genommen hast, als wir uns noch gar nicht kannten. Als ich 1964 Nahost-Korrespondent werden sollte, stellte sich die Frage, ob ich nach Beirut oder Kairo gehen sollte. Ich legte dem Chef-Redakteur die Vorteile und Nachteile der beiden Plätze dar. Der saugte schweigend an seiner Pfeife, und sagte dann: Gehen Sie nach Beirut. Dort sitzt Hottinger. Er sah Dich schon damals als Modell guter Nahost-Berichterstattung. Gemessen an den heutigen technischen Möglichkeiten, könnte man jene Zeit die Steinzeit des Journalismus nennen, obwohl sie nicht gar so weit zurückliegt. In jener Zeit also lebte im Kairoer Villenvorort Maadi eine ältere sephardische Dame, Frau Calderon, zusammen mit ihrem Hund, einem Spitz, wenn ich mich recht erinnere, der gewöhnlich im Garten seinen Geschäften nachging. Als Nachbar jenseits des Zaunes wohnte und arbeitete ein Korrespondent aus Deutschland. Er hing noch nicht an der kurzen Leine stets verfügbarer Kommunikationsmöglichkeiten. Man telephonierte nicht täglich zwischen den Erdteilen. Anrufen bedeutete Voranmeldung beim Fernamt, oft lange Wartezeiten, schlechte Verbindungen. Wenn aktuelle Meldungen oder Kommentare zu übermitteln waren, fuhr der Korrespondent meist zum Telegraphenamt, um sie als „Kabel“ aufzugeben. Er konnte auch eine Nachrichten-Agentur aufsuchen, mit der seine Redaktion eventuell einen Vertrag hatte, um deren Telex-Standleitung zu benutzen, oder lange, eilige Berichte, die unverstümmelt ankommen sollten, nachts am Flugplatz per Luftfracht absetzen. Dennoch kam es vor, dass der Korrespondent in seiner Villa – er arbeitete für das Radio – von einer seiner Redaktionen angerufen wurde: Nationalarabische Offiziere hatten den Imam des Jemen gestürzt, die Briten landeten in Kuwait, um den Emir (schon damals) vor irakischer Annexion zu schützen, oder in Iran demonstrierten Anhänger des damals noch unbekanntes Chomeini. „Kairo ist nicht Sanaa, oder Bagdad, oder Teheran, rief der Korrespondent aufgeregt und defensiv in den Hörer. „Ich weiss davon nicht mehr als Sie, wahrscheinlich weniger.“ Objektiv hatte er Recht. Was im Nahen Osten geschah, erreichte ihn durch die Kairoer Medien, die unter der Fuchtel des Diktators Abdel Nasser standen, spät und in kleinen Dosen. Den Leuten in Hamburg, Köln oder auch Zürich war das egal. Sie bewerteten das subjektive Element höher – nicht ahnend wie sehr sie damit die Zukunft vorweg nahmen. „Sie sitzen doch näher dran, haben ganz andere Einblicke. Was Sie von dort berichten, hat einfach mehr Autorität“, wurde dekretiert. Resigniert setzte sich der Korrespondent hin und schrieb. Wenn er seinen Bericht dann ins Telefon brüllte, um Leitungsschwächen auszugleichen, geschah es, dass der Spitz nebenan Laut gab, aufgeschreckt durch das Geschrei oder durch das unbefugte Vorbeigehen anderer Hunde. Die Fenster standen offen, einen klimatisierten Raum gab es nicht. Das Hintergrundgebell ging mit über den Draht und gab der Sendung Lokalkolorit. „Sie wollten wieder den Hund von Frau Calderon aus Kairo bellen hören“, sagte anklagend der Korrespondent zu seinen Kollegen. Um Berichte einer Art zu charakterisieren, die ausser der Datumszeile und der im Nahen Osten stets reichlich vorhandenen heissen Luft wenig Substanz enthielten, wurde der Calderon'sche Hund zum festen Begriff in der Journalistengemeine. Ja, er ging sogar in den englischen und französischen Reporter-Sprachschatz ein. Keiner der Beteiligten ahnte, dass jener Hund – sein Name ist nicht übermittelt – zum Pionier einer durch die Technik begründeten Revolution wurde: der Gleichzeitigkeit eines Ereignisses und seiner Wahrnehmung durch die Nachrichtenkonsumenten. Das hatte es seit der Erfindung der Keilschrift nicht gegeben. Die eigentliche Stunde Null der neuen Informations-Ära schlug am 17. Januar 1991 um 2.40 Uhr Ortszeit, als amerikanische und verbündete Luftstreitkräfte mit ihrem Angriff auf die irakische Hauptstadt den Golfkrieg eröffneten. CNN war dabei. Im Mansur-Hotel lief der Korrespondent Peter Arnett auf den Balkon seines Zimmers und konnte die Spuren der Leuchtmunition am nächtlichen Himmel und den Feuerschein der Explosionen aufnehmen. Richt-Antennen und Satelliten taten das ihre, und wer immer auf Erden den Fernsehen eingeschaltet hatte, erlebte erstmals Krieg live. „Was hätte ich meiner

Zeitung während der ersten Minuten des Krieges von Saudi-Arabien aus sagen können?“ fragte später Robert Fisk vom Londoner Independent. „Ich erinnere mich, wie es mich beinahe körperlich anrührte, als ich merkte, dass die gute alte Zeit der geschriebenen Presse vorbei war. Die Direkt-Übermittlung durch das Fernsehen hat unsere frühere Arbeit ersetzt. Aber die Information ist dadurch manipulierbarer als je zuvor geworden.“ Mit dem ersten Teil seiner Klage hatte Fisk glücklicherweise Unrecht. Die Zeitungen haben überlebt, wenn auch angepasst an die neuen Verhältnisse, wovon wir gleich reden werden. Mit dem zweiten Teil seiner Vorahnung irrte Fisk leider nicht. Die Manipulation der Meldung hat sich vervielfacht. Es war noch nicht lange her, dass die Hauptnachrichten des Fernsehens dem Muster der Zeitungen folgten. Sie stützten sich auf die selben Informationen, am selben Tag, hielten etwa die gleiche Reihenfolge der Wichtigkeit ein, bauten das Material ähnlich auf. Jetzt wurde es umgekehrt. Das Fernsehen gibt für die anderen Medien nicht nur das Tempo an, sondern setzt beim Publikum die Maßstäbe für die Bedeutung der einzelnen Meldungen oder Themen. Der Zwang zur Eile, der Konkurrenzdruck zusammen mit den Kommunikationsmöglichkeiten, die heute auch der gedruckten Presse zur Verfügung stehen, verändern den Inhalt und das Gewicht der Nachrichten. Die Hast und die geforderte Kürze behindern die Reflexion. Vorrang hat der Bericht eines Journalisten, der „Zeuge“ ist. Dass er sich am Ort des Geschehens aufhält und eine Übermittlungsmöglichkeit hat, legitimiert seine Aussage. Er kann vor einer Stunde gelandet sein oder ist mit dem Fallschirm abegesprungen, er sieht das Land zum ersten Mal, beherrscht die Sprache nicht, kennt keinen Menschen und hat nur eine vage Ahnung von den politischen und sozialen Hintergründen. Er beschreibt, was vorgeht, beziehungsweise, was er davon sieht oder erfährt. Wenn er mit Glück sofort auf die richtigen Leute trifft, ein erfahrenes Urteil hat plus ein Sensorium für Stimmungen und Impressionen, können dabei dennoch gute Reportagen herauskommen. Aber Zustände sind schwerer zu beschreiben als Ereignisse. Und Zustände sind wichtiger, besonders wenn sie die Ursache von Umwälzungen sind, aus denen die Konflikte entstehen. Bis die Zustände ausgeforscht werden, sind die flüchtigen Bilder verblasst, das Interesse hat sich anderen Themen zugewandt. Aber es sind die flüchtigen Bilder, oft die allerflüchtigsten, welche die haltbaren Vorstellungen von Millionen bestimmen. Mit den Stimmungen jener Millionen aber, auch mit ihrem Urteil, mit ihren Vorurteilen, operiert die Politik der Regierungen. Sie treffen damit Entscheidungen – und Fehlentscheidungen. Bitte verstehen Sie all das nicht, als das Lamento eines schreibenden Journalisten, eines alten Mannes, der von der Elektronik überrollt wurde. Was geschieht, lässt sich nicht aufhalten. Obwohl es manchmal vorkommt, dass etwas, was technisch möglich wäre, nicht ausgeführt wird. So fand der amerikanische Kongress nach der Erfindung des Überschallflugzeuges, die Verkürzung der Reisezeit von New York nach Los Angeles von sechs auf drei Stunden nutze nur wenigen Leuten und sei deshalb die enormen Kosten und die Belästigung der vielen Unbeteiligten nicht wert. Die Concorde durfte auf dieser Strecke nicht fliegen. Ein amerikanisches Gegenstück zur Concorde wurde nie gebaut. Doch das nur in Parenthese. Mich persönlich hat die Praxis längst von den Stärken der neuen Technik überzeugt. Mein Paulus-Erlebnis hätte spätestens ein runder Jahrestag des Sechstagekrieges von 1967 gebracht. Es müsste also 1997 gewesen sein. Meine Zeitung wollte von mir dazu ein Erinnerungsstück, denn ich hatte den Tag des Kriegsausbruchs erst in Amman, dann in Beirut erlebt. Beim Schreiben erinnerte ich mich an ein Interview, das Rabin, damals israelischer Generalstabschef, einige Monate später Le Monde gegeben hatte. Darin sagte er, die Israeli hätten genau gewusst, dass Nasser nicht angreifen würde, denn er wäre dazu militärisch überhaupt nicht in der Lage gewesen. Israel habe die Gelegenheit genutzt, um den Arabern einen entscheidenden Schlag zu versetzen und aus den engen territorialen Grenzen von 1948 auszubrechen. Seit 1967 hatte ich jene Seite aus Le Monde in meinem Archiv von einem Korrespondentenposten auf den anderen geschleppt. Aber an diesem Tag fand ich sie nicht. Sie lag nicht dort, wo sie liegen sollte. Die Zeit wurde knapp. In 20 Minuten war Redaktionsschluss. Also gab ich in eine Suchzeile ein „Rabin Monde Six Day War“, und in

drei Sekunden war das Zitat da, zusammen mit parallelen Äusserungen des damaligen isr. Stabschefs Ezer Weizmann und anderen konkordanten Bemerkungen. Auf diese Recherche-Chancen wird niemand verzichten. Aber die Leichtigkeit hat auch ihre Tücken: Wenn immer es eine Tages-Aktualität erfordert, werden Kommentatoren von Taipeh bis Toronto bei Johann Baptist Google die Stichworte eingeben und dazu die gleichen fünf Dutzend einschlägigen Artikel erhalten. Standardisierung in der Beurteilung von Welt-Ereignissen und eine gewisse Uniformität sind programmiert. Und vergessen wir nicht, nachdem die New York Times und die Londoner Times von Papier-Manuskripten zum Bildschirm übergegangen waren, verminderte sich ihr Vokabular um 25 bzw 20 Prozent. Fleissige Zeitungswissenschaftler haben es ausgezählt. „Seid stinklangweilig, soyez emmerdants“, so hatte vor Zeiten Hubert Beuve-Mery, der Begründer von Le Monde, seinen Journalisten eingebläut. Überspitzt ausgedrückt, wollte er sie dazu mahnen, dem Wesentlichen den Vorzug vor dem Gefälligen zu geben, obwohl er von der Magazinierung auch seriöser Blätter noch nichts ahnen konnte. Ein Medium, das unter den heutigen Verhältnissen die unerlässlichen Methoden von gründlicher Recherche und Gegenkontrolle einzuhalten sucht, gerät leicht in Atemnot, nicht zuletzt finanziell, gegenüber Konkurrenten, die sich auf Unterhaltungsjournalismus verlegt haben, auch Infotainment genannt, sogar wo es um Leben und Tod geht wie im Krieg. Dem Plausch den Vorzug vor präziser Information zu geben, ist eine Todsünde unseres Gewerbes. Dan Rather, der langjährige Informationschef von CBS, sprach von der „Hollywoodisierung“ von Nachrichten, mochte sie nicht, aber verstand sich darauf. Auf einer Tagung von Radio- und TV-Informationsschefs sagte er einmal: „Gedankenreich geschriebene Analyse ist out. Live pops sind in. Sehleute müsst ihr einstellen, nicht Schreiber. Macht Interviews mit der Puderquaste, nicht mit Hinterfragen. Und um Himmels Willen, macht niemanden ärgerlich. Make nice not news.“ Die neue Oberflächlichkeit, der Unwille des Publikums, sich mit komplizierten Zusammenhängen auseinander zu setzen, ist eine Falle, bei der Journalisten zugleich Täter und Opfer sind. Für die fahrlässige Berichterstattung, die heute wiederholt beklagt wurde, gibt es vielfache Gründe. Einer davon, vielleicht der wichtigste, ist dass selbst intelligente Nachrichten-Konsumenten oft nur Fakten wahrnehmen, die in ihr bereits bestehendes Weltbild passen. Nicht-Konformes wird verdrängt oder schnell vergessen. Einmal bestehende Urteile werden auf Grund neuer Tatsachen nur selten revidiert. Dann besteht bei Medien eine schwer überwindbare Trägheit, sich mit komplizierten Tatbeständen auseinander zu setzen. Jeder Sender, jede Zeitung wird bei Erwähnung des Cyprien-Konflikts regelmässig behaupten, die Insel sei seit der Landung türkischer Truppen 1974 geteilt. Tatsächlich bestand die Teilung schon zehn Jahre länger. Aber das wäre kompliziert zu erklären. Oder: Der amerikanische Querkopf Noam Chomsky hatte sich mit dem Problem Ost-Timur längst beschäftigt, bevor es ein Thema der internationalen Politik wurde. Er machte es geradezu zu einem Steckenpferd. Einmal wurde er von einer der grossen amerikanischen Fernsehketten gefragt: Können Sie uns in einer Minute erklären, worin das Problem Ost-Timur besteht? Nein, das kann ich nicht, antwortete er. Das Interview kam nicht zustande. Da das Bild des Westens von der islamischen Welt heute ganz wesentlich durch die Medien bestimmt wird, kann es nur negativ ausfallen. Das liegt in der Natur der Dinge. „Massaker in Kaschmir“ ist eine Meldung. „Alles normal in Aleppo“ ist es nicht. Der Schwerpunkt liegt in der Region seit Jahrzehnten auf der Berichterstattung über Konflikte, über deren Motive und ihre Akteure, vom Balkan bis Tschetschenien, von Algerien bis Palästina, von Somalia bis in den Irak. Fast immer überwiegt dabei der negative Kontext. Wir alle wissen, dass Terrorismus, der sich auf den Islam beruft, Sache einer winzigen radikalen Minderheit ist. In der Wahrnehmung der breiten Öffentlichkeit hat die terroristische Gefahr jedoch zur Verdüsterung des Gesamtbildes geführt. Islam, politischer Islam, Islamismus, Fundamentalismus in allen seinen Spielarten, religiös motivierter Extremismus und Gewaltbereitschaft sind für einen grossen Teil des westlichen Publikums zu einem Amalgam, wenn nicht zu austauschbaren Begriffen

geworden. Für den schlechten Ruf des Islams sind wir Journalisten freilich nicht allein verantwortlich. Nahöstliche Regime sorgen mit Visumsperren, Akkreditierungsschwierigkeiten, Verzögerung von Reise Genehmigungen und Dreherlaubnis und sonstigen Arbeitshindernissen dafür, dass ihre Ansehen nicht in den Himmel wächst. Selten versuchen sie, Journalisten durch Entgegenkommen zu korrumpieren. Hinzu kommt, dass kluge und kundige Experten wie Bernard Lewis und Fouad Ajami dem Überlegenheitsgefühl des Westens erheblichen Auftrieb verschafft haben. Zugleich stärkten sie dessen Überzeugung, dass aus der Welt des Islams nichts oder nur wenig Gutes mehr kommen kann. Niemand darf allerdings in diesem Zusammenhang übersehen, dass radikale Islamisten selber das meiste Material liefern, um die Abneigungen zu steigern. Nicht zuletzt bringen sie damit auch die islamische Diaspora in Schwierigkeiten. Dem Schlagwort „nicht alle Muslime sind Terroristen, aber alle Terroristen sind Muslime“ haben erst sie breiteren Kredit verschafft. Das erste Opfer jedes Krieges ist die Wahrheit, hat Rudyard Kipling geschrieben. Das zweite ist die Sprache. Die Verformung der Wirklichkeit beginnt oft schon mit der Wortwahl. Aus Luftangriffen werden „chirurgische Schläge“, aus besetzten Gebieten „umstrittene Gebiete“, Todes-Schwadronen mutieren zu „Elite-Formationen“, Morde zu „gezielten Tötungen“. Die als Kriegsgrund erfundenen Massenvernichtungswaffen von Saddam Hussein wurden von ungezählten Blättern – auch als der Krieg die wahre Sachlage längst enthüllt hatte – „übertriebenen Berichten“ zugeschrieben oder „mangelhafter Geheimdienstarbeit“. Desinformation ist nicht mit der Sowjetunion untergegangen. Sie ist auch keine Spezialität von nahöstlichen Diktatoren und autoritären Regimen. Wären die Folgen nicht so furchtbar, könnte man sich darüber amüsieren, dass Manipulatoren gelegentlich auf ihre eigenen Tricks hereinfallen und aus Quellen trinken, die sie selber vergiftet haben. So hatten Spitzen in der US-Verwaltung dem Exil-Iraker Ahmad Tschalabi geglaubt und dessen Nationalrat mit 100 Millionen Dollar subventioniert, erst für einen Kurdenaufstand, aus dem nichts wurde, dann in der Hoffnung auf einen begeisterten Empfang der US-Truppen durch die Iraker, den Tschalabi versprochen hatte. Tschalabis falsche Deserteure aus Saddams Reich präsentierten angeblich Beweise für Massenvernichtungswaffen. Zwar wurden die berühmten Aluminiumröhren, angeblich für Zentrifugen zur Uran-Anreicherung bestimmt, von allen Technikern sofort als ungeeignet für diesen Zweck erkannt. Dennoch wurden sie zu Argumenten, die Condoleezza Rice, damals Sicherheitsberaterin des Präsidenten, Außenminister Colin Powell und Vizepräsident Dick Cheney öffentlich gebrauchten. Als Tschalabi entlarvt wurde, hatten die Waffen schon gesprochen. Die Kriegsgründe, welche die meisten Medien nachgeplappert hatten, waren falsch, der Krieg war echt, seine Opfer auch. Der letzte Krieg, über den die Medien in relativer Unabhängigkeit berichten konnten, war Vietnam. Es war der ungeschminkte Anblick der Wirklichkeit, der die amerikanische Öffentlichkeit kriegsmüde machte und Washington in der Folge zum Einknicken bewog. Doch die Militärs lernten ihre Lektion. Am besten war es danach, Journalisten überhaupt keinen Augenschein zu geben. So hielten es die Briten bei der Wiedereroberung der Falkland-Inseln oder die Amerikaner bei ihrer Operation gegen die Karibik-Insel Grenada. Auch als die USA mit 26 000 Mann den panamesischen Staatschef Noriega verhaften gingen, der lange ihr Freund gewesen war, gab es keine Kriegsberichterstatte. Die Streitkräfte Panamas verloren dabei 200 Mann, die Bevölkerung beklagte tausend Tote, ohne dass die Weltöffentlichkeit davon viel Notiz nahm. Nichts gesehen, nichts gewusst. Die Überfütterung der Medien mit gesiebter Information ist eine andere Methode der Meinungslenkung. Sie wurde im ersten Irak-Krieg angewandt. Nie zuvor sahen so viele Journalisten, die mit so reichen Mitteln ausgestattet waren, so wenig vom Geschehen – freilich nachdem die Eröffnung durch CNN erst einmal das Gegenteil suggeriert hatte. Wenn der Berg zum Propheten geht, braucht sich der Prophet nicht anzustrengen. Die meisten Journalisten sind faul. Im gut ausgestatteten Presse-Zentrum in Saudi-Arabien, hunderte von Kilometern vom Krieg entfernt, regnete es Communiqués, Stapel von

Hintergrundmaterial lagen auf , Statistiken und Schaubilder wurden von tüchtigen Presse-Offizieren nach Wunsch geliefert, Pressekonferenzen in dichter Folge lieferten ein Staccato von Worthülsen – und der Strom der Berichte schwoll und floss. Hemingway schrieb selten mehr als hundert Wörter am Tag, auch als Kriegsberichterstatter. Aber Hemingway brauchte nur Block und Bleistift. Im zweiten Irak-Krieg berichteten „eingebettete Journalisten“, ein neues Wort, zwangsläufig mit militärischen Scheuklappen. Sie sahen das Geschehen durch das Visier der Schützen, nicht mit den Augen des Getroffenen. Das Thema Terrorismus verführt zu ähnlichen Verzerrungen der Optik. Nur selten fällt jemand auf, dass es dort, wo regierungsamtliche Raketen einschlagen, genau so aussieht wie dort wo eine Autobombe explodiert. Von dem Opfern jedenfalls wird es genau so und nicht anders empfunden. Wenn die Nato-Streitkräfte in Afghanistan in einem triumphierenden Communiqué verkünden, wie im September geschehen, sie hätten zweihundert Taliban getötet: Denkt irgendjemand an politisch verantwortlicher Stelle oder in den Redaktionen daran, dass jeder dieser Zweihundert Brüder, Söhne, Vettern hat, die von nun an nur noch auf Rache sinnen? Mit seltener Klarsicht hat der ehemalige britische Botschafter in Rom, Ivor Roberts, den amerikanischen Präsidenten den besten Rekrutierungs-Sergeanten für al-Kaida genannt. Der Terrorist des einen ist stets der Freiheitskämpfer des anderen. Für die deutschen Besatzer in Frankreich – und für das Vichy-Regime – waren die französischen Widerständler Terroristen. Für die Franzosen waren es kaum zehn Jahre danach die algerischen Aufständischen von der FLN. Nelson Mandela war einmal „Terrorist“. Die späteren israelischen Regierungschefs Schamir und Rabin wurden von der britischen Mandatsverwaltung für Palästina als Terroristen gesucht. Und auch Jasser Arafat war Terrorist, bevor er auf dem Rasen des US-Präsidenten zum Partner internationaler Vereinbarungen aufstieg. Einige der Genannten haben es zu Friedens-Nobelpreisen gebracht. Es ist gut, sich daran zu erinnern, wenn man selbstgerecht verkündet: Mit Terroristen reden wir nicht. Die Gelassenheit eines Peter Ustinow bringt nur selten jemand auf. Er sagte einmal, vielleicht etwas überspitzt, aber sicher nicht falsch: Terrorismus ist der Krieg der Armen, Krieg ist der Terrorismus der Reichen. Meinen Kollegen – natürlich Gott Lob nicht allen – kann ich den Vorwurf nicht ersparen, dass sie sich zu leicht vor den Karren von Regierungspropaganda spannen lassen. Überall auf Erden thematisieren die Medien automatisch, was Regierungen und führende Politiker mit echter oder angemasster Autorität offenbaren, urteilen und meinen – bis zur Übernahme des offiziellen Vokabulars durch Zeitungen und Fernsehen. Wenn der Präsident jede Woche von irakischen Massenvernichtungswaffen oder von iranischen Plänen für Atomwaffen spricht, dann erlangen diese virtuelle Existenz. Die Medien, wenn sie nicht in der Kommentierung auf ihrem eigenen Standpunkt beharren, können sich schlecht gegen diese Zwangslage wehren. Was der Staatschef sagt oder was ein Minister offiziell äussert, muss gemeldet werden, an prominenter Stelle, und immer wieder. Medien-Kritik und Medien-Schelte sind berechtigt. Es hat dennoch keinen Sinn, den Überbringer schlechter Nachrichten an Stelle des Verursachers zu verdammen. Man soll die Realitäten des Gewerbes nicht verkennen. Medien von heute werden nicht mit den Methoden der Prawda gemacht, wo Konferenzen gehalten und das Placet höherer Instanzen eingeholt wurde, bevor eine Meldung dann drei Tage später gedruckt wurde. Normalerweise sind Nachrichtenredakteure keine Volkserzieher, die sich jedes Mal befragen, wie eine Meldung auf das Publikum wirkt. Sie sollen es auch nicht sein. Wir brauchen kein Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda und kein Wesarat-e-Irschad, kein Ministerium für die Leitung auf den rechten Weg wie in der Islamischen Republik, und keine innere Schere, die im Sinne solcher Instanzen wirkt. Die Verheerungen, die eine derartige Selbstkontrolle ausübt, sind schlimmer, viel schlimmer als die Folgen lückenhafter Berichterstattung. Schliesslich sollte nicht vergessen werden, dass der Nahe Osten in dieser Hinsicht keine Sonderstellung einnimmt. Auch über Afrika, Lateinamerika, Südasien und viele andere Regionen wird schlampig berichtet. Wohl das Schlimmste Dauer-Resultat bleibt aber, dass „eingebettete Journalisten“, die über „chirurgische Schläge“ und die „Eliminierung

von Gegnern“ in „zielergebigen Gebieten“ (target rich areas) berichten, zur Enthumanisierung des Gegners beitragen. Ich gebrauche diese Ausdrücke im Sinne einer Kategorie. Feinde zu misshandeln oder zu töten, die als Terroristen deklariert wurden, wird zur lässlichen Sünde. Wir tun uns selber keinen Gefallen damit, denn gleichzeitig wird damit auch deren Befähigung zu Partnern für Gespräche oder Lösungen herabgesetzt. Stabilität und Sicherheit, auch unsere Sicherheit, sind jedoch nie zu haben, so lange man nur mit Gleichgesinnten redet. Und unsere stille Allianz mit korrupten, despotischen Regimen im Nahen Osten, schädigt bei den Völkern der Region das Ansehen von Demokratie und Menschenrechten wie sie von uns gepredigt werden. Gewöhnung an Clichés führt zu fatalen Fehleinschätzungen auf unserer Seite. Nichts ist gefährlicher, als seine eigene Propaganda zu glauben. Und wo bleibt das Positive? Erich Kästner hat in einem Gedicht mit der Gegenfrage geantwortet: Ja, wo bleibt es? Man wird nicht Geiger, wenn man die Musik nicht mag. Keiner, der sich Jahrzehnte lang mit dem Nahen Osten und der weiteren islamischen Welt beschäftigt, wird dies ohne Sympathie, Interesse, Liebe zu Menschen, Landschaften und ihrer Kultur tun. Es tut weh, mit ansehen zu müssen, wie Staaten und Gesellschaften verfallen, wie gut gesinnte Menschen leiden durch die Dummheit und Unfähigkeit ihrer Regierungen und die Arroganz von Fremden, durch Krieg und chronische Unterentwicklung, durch Übervölkerung, Elend und Umweltverwüstung. Die Welt, über die Arnold Hottinger, Robert Fisk oder auch ich jahrzehntelang geschrieben, ist geschrumpft. Mit Wehmut denke ich an Zeiten, in denen man sich in Beirut für den Gegenwert von fünf Franken in ein Kollektiv-Taxi setzte und zwei Stunden später in Damaskus war, für abermals fünf Franken ins Taxi nach Amman umstieg, oder für zwölf Franken von Syrien durch die Wüste nach Bagdad fuhr. Visa waren leicht erhältlich, an der Grenze zu haben oder überflüssig. Seither ist eine ganze Reihe von liebenswerten Ländern unerreichbar, schwierig oder gefährlich geworden. Die Menschen waren arm, aber in der Grundhaltung optimistisch. Sie lächelten gern. Heute hat die Erfahrung über viele Gesichtern einen Schleier von Traurigkeit gelegt. Nie war die Lage in einer ganzen Reihe von Ländern der Region so trüb wie jetzt. Meine These, die ich darzulegen versuchte, ist: Zwischen der negativen Entwicklung im Nahen Osten und der Berichterstattung unserer Medien bestand - und besteht immer noch - eine fatale Wechselwirkung. Eine dauernde Eskalation der Beschuldigungen findet statt, der Anklagen, der Zurückweisung, der Entfremdung, der Gewalt, der Verformung der öffentlichen Meinung. Dass oberflächliche Medien-Berichte eine Grundlage für verfehlte Entscheidungen der Politik liefern, ist davon nur eine Facette, wenn auch eine wichtige. Das Abendrot, das ich als Grundton unter meine Skizze legen wollte, ist leider sehr dunkel ausgefallen. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Ende